

Dossier



Nr. 6 | November 2021



Wie Phönix aus der Asche erhebt sich die Statue eines von den Ketten befreiten Sklavens aus der kolonialen Knechtschaft und trägt die Fackel der Freiheit. Arbeit eines unbekanntes surinamischen Künstlers.

Heine/EMW

Mission und das koloniale Erbe



Mission und Kolonialismus

Zu diesem Dossier

Diesem Dossier liegt die Auffassung zu Grunde, dass Mission nicht gleich oder eine andere Form von Kolonialismus ist. Akteure der neuzeitlichen protestantischen Mission haben in einem imperialen und kolonialen Umfeld gehandelt, das sowohl ihre Einstellungen geprägt hat, wie sie auch ihrerseits dieses Umfeld mitgeprägt und verändert haben. Diese Geschichte bedarf der kritischen Aufarbeitung, und dabei muss nicht nur Mission, sondern auch die Debatte über Mission und Kolonialismus dekolonisiert werden. Ein erster Schritt dazu ist, den Kreis derer, die darin zu Wort kommen, um diejenigen zu erweitern, die in der Kritik an Mission allzu oft nur als Objekte des Handelns von weißen Missionaren genannt werden. Christ*innen, deren Kirchen aus dieser Mission hervorgegangen sind, haben sich das Evangelium angeeignet und sie haben sich an den Unabhängigkeitsbewegungen und an den Dekolonisierungsbemühungen beteiligt.

In diesem Dossier soll knapp beschrieben werden, wie diese Debatte von und in Kirchen und Missionswerken geführt wird. Weitere Texte sind auf der Website der EMW zu finden.

Dr. Michael Biehl
Theologischer Referent
Evangelische Mission Weltweit (EMW)
im Oktober 2021

Die protestantische neuzeitliche Mission geschah in einem imperialen und kolonialen Umfeld, und hat sowohl Einstellungen von Akteuren geprägt, wie diese auch ihrerseits dieses Umfeld mitgeprägt und verändert haben. Postkolonial – das ist nach dem formalen Ende kolonialer Herrschaftsverhältnisse und der Phase der Dekolonisierung ehemaliger Kolonialstaaten eine historische Tatsache. Als Charakterisierung der politischen und mentalen Formationen in der Gegenwart besagt postkolonial, dass Strukturen der kolonialen Herrschaft in den politischen Verhältnissen und in den diskursiven Konstellationen der heutigen Debatten fortwirken. Postkoloniale Zeiten beeinflussen, welche Perspektiven wir auf Mission einnehmen, und erfordern das Koloniale aufzuarbeiten.

Nicht nur die Geschichte, sondern diese in der Gegenwart nachwirkenden Konstellationen müssen bearbeitet werden. Die heutige Bundesrepublik, West und Ost, steht geschichtlich in der Nachfolge des Deutschen Reiches, das Kolonialbesitz hatte – in Deutschland stehen wir heute in politischen, ökonomischen und kulturellen Beziehungen zu Staaten und Gesellschaften, die einstmal deutsche Kolonien oder die anderer europäischer Staaten waren. Das koloniale Erbe in Geschichte, Museen, Denkmälern, Straßennamen etc., oder die Forderungen nach Rückgabe von Kulturgütern und nach Reparationszahlungen an ehemalige Kolonien, ja, selbst der Wohlstand westlicher Gesellschaften, der durch Kolonialismus befördert wurde, zeigen das.

Durch Migration leben Menschen aus ehemaligen Kolonien in Deutschland – und umgekehrt. Eine der Nachwirkungen des Kolonialismus ist Rassismus gegenüber Migrant*innen und Diaspora-Gemeinschaften, die in der historischen Nachfolge ihrer vorausgegangenen Gesellschaften stehen. Auch die Staaten und Gesellschaften in den ehemaligen Kolonien stellen sich der kolonialen Vergangenheit und den Auswirkungen auf die Gegenwart auf unterschiedliche Weise. Dadurch ist eine doppelte Aufarbeitung nötig, historisch und politisch die der Vergangenheit, und dabei gleichzeitig mit zu bedenken, wie koloniale Verhältnisse,

Denkmuster und Mentalitäten fortwirken und die Deutungen sowohl der Vergangenheit wie die der Gegenwart mitbestimmen.

„Hören wir auf zu missionieren!“

Mission gleich Kolonialismus ist der Vorwurf, dass weiße Missionare aus den Zentren des Kolonialismus Menschen in den Kolonien ihr Sendungs- und Überlegenheitsbewusstsein aufoktroziert haben, sie manipuliert und die Ausbeutungsverhältnisse religiös manipuliert haben. Daraus wird in manchen Kreisen die Folgerung gezogen, dass nur wer aufhört zu missionieren, mit dieser Vergangenheit abschließt. Wird in der unbestritten notwendigen kritischen Aufarbeitung der Missionsgeschichte der Fokus nur auf die Missionare, ihre Gesellschaften, ihre Aktivität, ihre Ideologien gelegt, entsteht die Gefahr, zu wiederholen, was diese Kritik antreibt: Menschen in den Kolonien, besonders Christinnen und Christen in den ehemaligen Missionsgebieten werden zum Schweigen gebracht, wenn Mission einseitig als westliche Aktivität erzählt wird.

Kirchen und Missionswerke, nicht nur in Deutschland, beteiligen sich an der Debatte über Mission, unter anderem durch die Aufarbeitung der Geschichte ihrer Vorgängerorganisationen. Diese Aufarbeitung hat aber selbst schon eine lange Geschichte, in der sie ihre verflochtene Geschichte (*entangled history*) gemeinsam mit Kirchen und Organisationen untersucht haben, die in den ehemaligen Kolonien aus dieser Geschichte hervorgegangen sind. Für diese teilweise kontroverse und konfliktreiche Aufarbeitung gibt es in den Missionswerken, die sich in der Evangelischen Mission Weltweit (EMW) zusammengeschlossen haben, viele Beispiele, einige sind in dieses Dossier eingeflossen. Die fortgesetzte Aufarbeitung hat zu Veränderungen im Verständnis von Partnerschaft und internationaler Zusammenarbeit geführt.

Die Aufarbeitung und auch eine reiche historische und kulturwissenschaftliche Forschung belegen, dass Missionsgeschichte als Geschichte der Missionare und ihrer Gesellschaften durch multiperspektivische Untersuchungen der vielfältigen Situationen in den Kolonien und Zentren und der unterschiedlichen Beteiligten verändert wird. Das beginnt bei der Untersuchung der Milieus, aus denen die zukünftigen Missionare und Missionarinnen kamen, und setzt sich in der Politik und den Strategien der Gesellschaften, die sie aussandten, fort. Unter ihnen gab es Unterschiede, wie Kolonialismus und vor allem das Verhalten

der Kolonialbeamten beurteilt wurde. Dazu trug bei, dass deutsche Gesellschaften schon lange vor der kurzen Periode von 1884 bis 1918, in der das Deutsche Reich Kolonien und sogenannte Schutzgebiete beanspruchte, in Regionen gearbeitet haben, die von anderen europäischen Mächten als Kolonien gehalten wurden, wie z. B. im südlichen Afrika oder in Indien. Das setzte sich nach dem Ende des deutschen Kolonialreiches fort, als Missionare aus Deutschland in den fortbestehenden Kolonien und den Mandatsgebieten der anderen Mächte in der Völkerbundepeche wieder zugelassen wurden. Wie Missionare und ihre Gesellschaften Kolonialherrschaft beurteilten, und was sie unterstützen oder kritisierten, war in vielen Fällen von nationalen Einstellungen geprägt. Viele Missionare sahen sich auch als Vertreter eines „Supranationalismus“, der aus christlicher Perspektive nationale koloniale Politik kritisierte, wie z. B. die mit Waffen erzwungene Öffnung Chinas, den Opium- und Branntweinhandel, die Verbrechen im belgischen Kongo oder die brutale Ausbeutung auf Plantagen.

Inkulturation des Christentums

Die Mehrheit der Missionare und Gesellschaften war von der zivilisatorischen Überlegenheit der westlichen Nationen überzeugt und ihre Kritik an solchem Verhalten beruhte darauf, dass die Kolonialherrschaft ihrer Meinung nach diese Überlegenheit desavouierte. Missions- und kulturwissenschaftliche Studien erweitern seit geraumer Zeit die Untersuchung der Geschichte durch Analysen von den Ereignissen in den Kolonialgebieten, an denen sich Theolog*innen, Kulturwissenschaftler*innen und Historiker*innen aus dem globalen Süden beteiligen. Sie belegen, dass, was Missionare lehrten und wollten, nur eine der Seiten ist, wie das Evangelium verbreitet wurde. Es waren die Menschen, die Christinnen und Christen wurden, die einheimischen Evangelisten, ohne die die Missionare keine Sprache gelernt, keine Bibel übersetzt und keine Predigt hätten halten können, die sich die Botschaft angeeignet und sie in den lokalen Kontexten gelebt und diese dadurch verändert haben. Das haben sie auch in Reaktion auf die lokalen Umstände getan, die sie damit beeinflussen konnten. Sie haben das Evangelium verbreitet. Oft zeigt sich dabei, dass die erste Generation den Lehren und Ansichten der Missionare folgte, zum Beispiel in der Beurteilung ihrer Kultur und Lebensweise. Eigene frühere religiöse und kulturelle Vorstellungen und Praktiken wurden jedoch oft von späteren Generationen wieder

aufgenommen und entweder in ihre Glaubenspraxis integriert oder in anderer Weise in Beziehung gesetzt. Es gibt weiterhin viele Beispiele in der außereuropäischen Welt dafür, wie Einheimische sich das Evangelium zu eigen gemacht haben und sich mit Gründung eigener Gemeinden und Kirchen von den Missionskirchen abgewendet haben. Eine historische Schuld von Mission ist, dass sie in einigen Fällen unterstützte, die Gründer solcher Gemeinschaften als Aufständische zu verfolgen.

„A long conversation“

Das ist keine Apologie für westliches Überlegenheitsgefühl und gravierendes Missverhalten, das bei Missionaren festzustellen ist. Die Beobachtungen sind jedoch wichtig, um nicht zu übersehen, dass die Nachfahren der aus der Mission hervorgegangenen Kirchen sich selbst nicht als Abziehbilder der Missionare sehen, sondern als Handelnde mit ihrer eigenen Geschichte und einer eigenen Analyse. In der gemeinsamen Aufarbeitung der Geschichte zeigt sich das immer wieder, z. B. wenn die Vertreter*innen der heutigen Missionswerke die Aspekte der Tätigkeit der früheren Missionare kritisch beurteilen, und die Vertreter*innen der Kirchen in den anderen Ländern diese anders beurteilen und andere Kritikpunkte vorbringen. Während in der öffentlichen Kritik in Deutschland zum Beispiel die Bereitschaft, in eine fremde Welt aufzubrechen, kritisch hinterfragt wird, wird das vor Ort als Bereitschaft verstanden, sich auf den Weg zu machen und das Leben der neuen Gemeinden zu teilen. Wenn hier die Gründung von Schulen und der Unterricht als Indoktrination kritisiert wird, werden sie dort trotz der eurozentrischen Prägung als der Beginn und die Möglichkeit einer eigenständigen Bildung geachtet.

Heute leben zahlenmäßig geschätzte Zweidrittel der Christ*innen weltweit in den Regionen, die als globaler Süden bezeichnet werden, und das größte Wachstum vollzog sich in der Zeit der Dekolonisierung. In dieser Periode hat die Mehrheit den christlichen Glauben von einem westlichen Export zu eigenständigen Ausdrucksformen verwandelt. Manche Autoren argumentieren, dass der Glaube sich darin (wieder) zu einer nichtwestlichen Religion entwickelt hat.

Diese und vergleichbare Betrachtungen ordnen die notwendige Kritik in den Rahmen eines andauernden und klärenden Gesprächs darüber ein, was Mission war und was sie sein kann.

Postkoloniale Mission

Ein postkolonialer Zugang erinnert daran, dass die Auseinandersetzung weitergeht, aber kein definitives Ende kennt. Sie schreitet voran und verändert sich, indem neue Aspekte hinzukommen und andere Dimensionen in den Fokus treten als zuvor. Heute sind es zum Beispiel Rassismus, Formen patriarchaler Bevormundung oder die Auseinandersetzung um Lebensformen, in denen postkoloniale Mission Gestalt gewinnt.

Für die Kirchen und Missionswerke geht es in der Debatte über Mission und Kolonialismus über die kritische Aufarbeitung der Geschichte hinaus, nämlich um die gemeinsame Verkündigung des Evangeliums und seiner befreienden und versöhnenden Dimension in der heutigen Welt. Ökumenische Theologie entwickelt Mission, die sich ihrer Geschichte kritisch bewusst ist, in Respekt vor Menschen anderen Glaubens oder ohne Glauben und als Einsatz für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung weltweit und ökumenisch verbunden. In ihrer Transformation erfüllt sich Mission, nicht in einem Abschied von ihr.

*Dr. Michael Biehl ist
Theologischer Referent in der EMW*

Franckesche Stiftungen: Interkulturell in Südindien

Mit dem Wiederaufbau der Franckeschen Stiftungen in Halle wurde nach der Wende auch an die weltweiten Verbindungen August Hermann Franckes (1663–1727) angeknüpft. Unter anderem wurde von Halle aus die erste protestantische Mission aufgebaut, die 1706 gegründete Dänisch-Hallesche-Mission (DHM) in Südindien.

Bis zum offiziellen Deutschland-Indienjahr 2012 konnten die Stiftungen ihre wissenschaftlichen und kulturellen Kooperationen mit Südindien kontinuierlich ausbauen. Dann entstand der Plan, in dem historischen Wohnhaus des ersten halleschen Missionars Bartholomäus Ziegenbalg (1682–1719) in Tharangambadi, einst ein dänischer Handelsstützpunkt und Ursprungsort der Dänisch-Halleschen Mission, ein Museum für den interkulturellen Dialog einzurichten. Dem Evangelisch-lutherischen Missionswerk in Niedersachsen (ELM) gelang die Einwerbung einer Entwicklungshelfer*innenstelle erstmals für kulturelle Zwecke. Nach einer Vorbereitungszeit in den Franckeschen Stiftungen wurde die Kulturwissenschaftlerin Jasmin Eppert 2016 entsendet und leitete das Projekt vor Ort bis 2020. In enger Zusammenarbeit mit der TELC und der indischen Denkmalschutzorganisation INTACH sowie zwei evangelischen Missionswerken in Deutschland und mit finanzieller Unterstützung des Auswärtigen Amtes gelang es zunächst, das historische Gebäude, das zuvor dem Verfall preisgegeben war, denkmalgerecht zu sanieren.

Anschließend entstand dort mit Unterstützung der Franckeschen Stiftungen eine erste Dauer Ausstellung. Das Museum für den interkulturellen Dialog nahm am 15. Juli 2017 seinen Betrieb auf. Für die Franckeschen Stiftungen ist das Ziegenbalghaus seitdem zu einem wertvollen Ausleger ihrer internationalen Kultur- und Wissenschaftsarbeit geworden.

Das besondere Augenmerk des Projektes liegt auf dem interkulturellen Ansatz, der diese weltweit erste lutherische Missionsunternehmung auszeichnet, und der weit über die Kernbelange einer christlichen Mission hinausreicht. Die Dänisch-Hallesche Mission genießt bis heute hohes Ansehen in der südindischen Öffentlichkeit. Die Missionare machten sich um die Weiterentwicklung der südindischen Schriftsprachen verdient. Die Einführung und nachhaltige Verbreitung der Druckkunst über ganz Indien erfolgte durch die hallesche Missionsdruckerei von Tharangambadi aus. Hochrangige – wohlgemerkt nichtchristliche – Vertreter der indischen Druckervereinigung

betrachten die Franckeschen Stiftungen als Ursprungsort ihres Berufsstandes und das Ziegenbalghaus erfährt durch Leihgaben, Sachleistungen und Publicity von Seiten der Druckerlobby erhebliche Unterstützung. Es gehört mit zu den wichtigen Erfolgen des Museums, dass es die Brücke von der christlichen Missionsgeschichte bis tief in die südindische Kulturgeschichte baut, für christliche und nichtchristliche Besucher gleichermaßen zugänglich, interessant und ansprechend ist, und so auch von nichtchristlicher Seite in Indien Unterstützung erfährt. Das bietet die Voraussetzung für einen gelingenden interkulturellen und interreligiösen Dialog.

Das Ziegenbalghaus im südindischen Tharangambadi begreift die facettenreiche Geschichte der Dänisch-Halleschen Mission als gemeinsames europäisch-indisches Erbe und setzt sich für dessen Bewahrung, Erforschung und Vermittlung als eine gemeinschaftliche Aufgabe ein, bei der alle Beteiligten ihre spezifischen Kompetenzen einbringen. Allen Seiten muss dafür ein geeigneter Zugang zu den Überlieferungen ermöglicht werden, um sich damit sowohl selbstständig als auch in Kooperationen wissenschaftlich oder kulturell befassen zu können. Zum anderen muss als wichtigstes Ziel die gemeinschaftliche Bewahrung der Überlieferungen stehen. Denn letztlich handelt es sich dabei immer um ein Stück des gemeinsamen kulturellen Menschheitserbes.

Prof. Dr. Thomas Müller-Bahlke ist Direktor der Franckeschen Stiftungen

Vertiefung statt Symbolpolitik

Für den EKD-Kulturbeauftragten Johann Hinrich Claussen sind manche Post-Kolonialismus-Debatten mehr Symbolpolitik als echte historische Auseinandersetzung. Er fordert, die Rolle der Mission in kolonialen Zeiten neu zu bewerten und sie auch als Vorläuferin heutiger Nichtregierungsorganisationen zu verstehen.

„Plötzlich“ ist der Debattenkomplex „Postkolonialismus“ in der öffentlichen Diskussion aufgetaucht. Nicht eben ein neues Thema, würden Fachleute sagen. Doch auf einmal ist es in aller Munde. Aus Nachbarländern erreichten uns Nachrichten über dringliche Forderungen, dass die ehemals großen Kolonialmächte die geraubten Kulturgüter zurückgeben sollten.

In diesem Zuge wurden auch verschleppte Konflikte von Deutschland mit ehemals deutschen Kolonien wieder virulent. Nach dem Beschluss des Bundestages zum „Genozid an den Armeniern“ während des Ersten Weltkriegs wurde gefragt, ob Ähnliches nicht mit Blick auf Namibia (1884–1915 Deutsch-Südwestafrika) und Tansania (1885–1918 Deutsch-Ostafrika) geschehen müsste. Dann wurden in Depots Ethnologischer Museen menschliche Überreste gefunden. Was sollte mit ihnen geschehen, wie könnte man sie zurückgeben und an wen?

Inzwischen war denen, die für den Inhalt des wiederaufgebauten Stadt-Schlusses in Berlin kulturpolitisch Verantwortung trugen, klar geworden, dass – wie geplant – ein Ethnologisches Museum bisheriger Art für das Schloss nicht in Frage käme. Ein Humboldt Forum sollte entstehen, ein Museum ganz anderer Art, eine Plattform der Weltbegegnungen. Währenddessen sammelten sich Aktivist*innen, wurden laut, protestierten wütend. Inzwischen leben Menschen, die aus den ehemaligen deutschen Kolonialgebieten stammen, hier und forderten Mitsprache ein. Wie bindet man sie ein? Oder die Vertreter*innen der Kulturen, aus denen die Objekte der ethnologischen Sammlungen stammen?

Das Humboldt Forum soll eine Begegnung der Welten inszenieren, das aber kann nur gelingen, wenn dabei ein Verständnis auch für Religion sichtbar wird. Denn zum einen sind viele der ethnologischen Exponate Kult-Objekte, zum anderen lebt die aktuelle Relevanz des Forums auch von der gegenwärtigen Religionsfrage. Bisher wurde diese Bedeutung der Religionsfrage für das Humboldt Forum nicht ausreichend diskutiert. Vielleicht jetzt?

Neue Ansätze für gelingende Kolonialismus-Debatte

Wie es gehen kann, habe ich in der Zusammenarbeit mit dem Deutschen Kulturrat e.V. in Berlin,

dem Dachverband der deutschen Kulturverbände, erleben dürfen. In die Debatte um Restitutionsen von Kulturschätzen aus kolonialen Unrechtskontexten schaltete der Kulturrat sich mit einem klugen Kriterien- und Forderungskatalog ein. Darin fand ich zu meiner Freude den Hinweis, dass auch die Kirchen und die Missionswerke eingebunden werden sollten. Zwar stand dahinter ein klischeehaftes Bild der Mission als bloßem Seitenstück des Kolonialismus, doch damit ergab sich die Gelegenheit zu einem echten Austausch.

Wir machten uns gleich an die Arbeit und gestalteten eine Schwerpunktausgabe der Zeitung des Kulturrates Politik & Kultur (Nr.9/2019, Mission (im)possible?). Es gelang, viele missionstheologische Stimmen mit anderen Positionen ins Gespräch zu bringen.

Ich habe bei dieser Arbeit selbst viel gelernt und konnte eine These ausprobieren: Die evangelische Mission versteht man nicht, wenn man sie nur als kirchliche Parallele zum staatlichen und wirtschaftlichen Kolonialismus betrachtet, sondern man muss sie auch als Vorgängerin der heutigen Nichtregierungsorganisationen, der NGOs, auffassen.

Man bedenke nur diese Parallelen: die Anfänge in kleinsten Gruppen hochengagierter Idealisten, das Arbeiten unabhängig von oder gegen etablierte Institutionen, die Organisation in Netzwerken, das kreative Fundraising, der Einsatz neuester Medien, das Nonkonformistische, das Engagement für Kulturtransfer, Entwicklungshilfe, Bildung, Gesundheit, Empowerment und Fair Trade. Aber auch: der extreme idealistische Anspruch, die damit verbundene Übergriffigkeit, der Glaube, selbst stets auf der Seite des Guten zu stehen, die Moralpolitik, die Unwilligkeit, sich einbinden zu lassen, die moralische Selbst- und Fremdüberforderung, schließlich die bewusst-unbewusste Komplizenschaft mit dem politisch-wirtschaftlichen System der Herkunftsgesellschaft. So erscheint die Missionsgeschichte auch ein ferner Spiegel, vor dem heutige NGOs über sich selbst, ihre Stärken und Schwächen, nachdenken können.

In Bälde möchte ich diese Linie noch weiter ausziehen und fragen, ob man heutige Postkolonialismus-Debatten nicht auch als Säkularisate älterer Diskurse in den Missionsgesellschaften verstehen kann. In der Öffentlichkeit ist ja kaum bekannt, dass viele Herausforderungen, denen sich deutsche Kultureinrichtungen heute stellen müssen – wie können wir partnerschaftlich mit Partnern aus dem globalen Süden umgehen, wie können wir unsere europäische Perspektive durchbrechen, wie können wir Ressourcen und Verantwortungen teilen – schon seit Jahrzehnten in den Missionsgesellschaften diskutiert werden, mehr noch: Hier wurde schon vieles versucht, entschieden, umgesetzt, mit guten und schwierigen Ergebnissen, was für Fachleute aus dem Kulturbereich interessant sein könnte.

Eigentlich wollten wir darüber mit dem Deutschen Kulturrat eine Werkstatt-Tagung veran-

stalten, doch dann kam Corona. Aber irgendwann wird es möglich sein. Denn hier zeigt sich, wie eine Debatte einmal auch gelingen kann. Ein wichtiges Thema wird auf die Tagesordnung gesetzt: Man begnügt sich nicht mit schnellen Erregungen, auf die nichts folgt, man macht sich gemeinsam mit anderen Fachleuten und Institutionen an die Arbeit, man lernt Eigenes und Fremdes besser verstehen, man informiert die Öffentlichkeit, die für so etwas vielleicht doch einmal ein Ohr hat. Ich würde mich sehr freuen, wenn möglichst viele Missions-Fachleute an dieser Debatte mitwirken würden.

Dr. Johann Hinrich Claussen, Kulturbeauftragter des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) und Honorarprofessor für Systematische Theologie in Berlin.

Langfassung dieses Textes ist auf der EMW-Website zu finden.

Das Magazin „Politik & Kultur“, 9/2019 kann auf der Website des Deutschen Kulturrats heruntergeladen werden.

Leipziger Thesen: „glaubwürdig? Mission postkolonial“

1. Begriffsbestimmungen

Mit dem Begriff „Postkoloniale Theorien“ wird ein Bündel von Forschungsansätzen bezeichnet, die davon ausgehen, dass koloniale Strukturen durch die Entkolonisierung im 20. Jahrhundert nicht verschwunden sind, sondern in vielfacher Weise fortwirken, und die diese in den unterschiedlichsten Bereichen deutlich machen und damit zu ihrer Überwindung beitragen wollen.

Koloniale Strukturen werden insbesondere im Verhältnis von Dominanz und Macht einerseits sowie Ohnmacht und Marginalisierung andererseits sichtbar und spürbar.

Unter „postkolonialen Perspektiven“ verstehen wir eine kritische Haltung gegenüber und Reflexion von weiterbestehenden kolonialen Strukturen.

Unter dem Stichwort „Mission postkolonial“ wenden wir postkoloniale Perspektiven auf unser eigenes Denken und Tun in Geschichte und Gegenwart an.

Mission verstehen wir – unseren Leitsätzen entsprechend – in der Nachfolge Jesu als Entfaltung einer Theologie der Begegnung, die sich den Themen und Herausforderungen der Einen Welt gemeinsam mit den Partnerkirchen in Papua-Neuguinea, Indien und Tansania und den Trägerkirchen in Deutschland stellt.

2. Positionsbestimmung

Jede Geschichtsbetrachtung ist interessengeleitet. Im Sinne postkolonialer Theorien offenbaren wir deshalb unsere Positionierung, damit andere die Grundlagen unserer Aussagen verstehen können.

Unser Interesse besteht darin,

- uns unserer eigenen Privilegien bewusst zu

werden und uns entsprechend zu verhalten und zu handeln,

- im Diskurs die Sachebene zu stärken und das Ringen um Inhalte zu unterstützen ohne einzelne Perspektiven hervorzuheben, auszugrenzen und gegeneinander auszuspielen.
- koloniale Strukturen unseres Denkens und Tuns in Geschichte und Gegenwart aufzudecken und zu reflektieren
- damit zur Glaubwürdigkeit unserer Arbeit beizutragen und
- Beiträge zur Überwindung vorhandener kolonialer Strukturen und Haltungen zu leisten
- aktiv gegen Formen der Diskriminierung wie Rassismus, „othering“ usw. einzutreten.

Wir sind Mitarbeiter*innen des Leipziger Missionswerkes (LMW)

- Damit stehen wir nicht nur in der Tradition der historischen Leipziger Missionsgesellschaft (und heute im Süden Tansanias auch in denen der Berliner Missionsgesellschaft),
- sondern auch im breiten Strom der evangelischen Kirchen in Sachsen und Mitteldeutschland sowie der Kirche und des christlichen Glaubens allgemein.
- Wir schätzen sowohl unsere Arbeit wie auch die Organisation LMW, innerhalb derer sie geschieht.

In unseren persönlichen Biografien sind wir durch eigene Erfahrungen und über enge Beziehungen zu anderen Menschen mit anderen kulturellen Räumen verbunden.

Wir sind an Rückmeldungen interessiert, die uns helfen, unsere eigene Position noch besser zu fassen, indem sie uns zum Beispiel auf mögliche „blinde Flecken“ hinweisen. Deshalb freuen wir uns über andere Sichtweisen, Perspektiven und Positionen und begrüßen den offenen Dialog.

3. Leipziger Mission (historische Perspektiven)

Die Gründung des Dresdner Missionshilfsvereins 1819 und der Dresdner/Leipziger Missionsgesellschaft 1836 im Kontext der Erweckungsbewegung fällt in die Hoch-Zeit des europäischen Imperialismus und Kolonialismus.

Das für protestantische Missionsgesellschaften und damit auch für die Dresdner/Leipziger Mission maßgeblich gewordene Modell der expansiven Auslandsmission beruft sich auf die in dieser Zeit zum „Grundlagentext der Mission“ (William Carey, 1792) erhobene Bibelstelle Matthäus 28, 19f.

Die Aktivitäten der Leipziger Mission in Australien (ab 1838) und Indien (ab 1840) fanden in einem kolonialen Kontext statt, wenngleich auch das Verhältnis der Leipziger Mitarbeitenden zur Kolonialmacht (England, Dänemark) als „angespannt“ beschrieben wurde.

Von Beginn der 1880er Jahre bis 1892 weist die Generalversammlung der Leipziger Mission das Anliegen der Tätigkeit in den deutschen Kolonien auch mit Blick auf eine mögliche Korruption der religiösen Motive bei zu großer Nähe zur Kolonial-Obrigkeit zurück. Nach dem Direktorenwechsel 1891 von Julius Hardeland zu Karl von Schwartz fällt 1892 die Entscheidung zur Tätigkeit in Deutsch-Ostafrika, der 1893 die Aussendung der ersten Missionare an den Kilimanjaro folgt.

Die Aussendung 1893 erfolgte unter der Maßgabe „nicht dem Deutschen Reich, sondern dem Reich Gottes“ zu dienen.

Was wir über die Haltung der damaligen Leipziger Mitarbeitenden wissen, lässt uns vermuten, dass diese auch selber vom europäischen Zeitgeist geprägt waren.

Aus postkolonialen Forschungsansätzen haben wir die Erkenntnis gewonnen, dass die Menschen in den Zielländern nicht einfach nur willenlose Empfangende, sondern Akteur*innen/Subjekte ihres Handelns waren.

Im Zusammenhang der oben genannten Punkte beschäftigen uns folgende erste Fragen:

- Welchen besonderen Einfluss hat bei der Entscheidung 1892 für die Arbeit in Deutsch-Ostafrika Missionsdirektor Karl von Schwartz gehabt? Wie sind die Aussagen seines Nachfolgers Carl Paul zu verstehen, der dem „Herrenmenschentum“ der damaligen Kolonialbehörden eine klare Absage erteilt?
- Welche Freiheiten waren den Leipziger Mitarbeitenden bei ihrer Arbeit im Kontext kolonialer Herrschaft möglich? Welchen Zwängen kolonialer Herrschaft unterlagen sie nichtsdestotrotz?

- Inwiefern wirkten Mission und Christentum als Korrektiv in einer von Dominanz und Herrschaftsdenken geprägten Kolonialperiode?
- Haben die Leipziger Mitarbeitenden eine Haltung der Gleichwertigkeit und der Begegnung auf Augenhöhe den Menschen in den Zielländern, ihren Kulturen und Religionen gegenüber an den Tag gelegt, oder waren sie von einem Überlegenheitsgefühl bestimmt?
- Wie ist die Selbstbestimmung der kolonisierten Bevölkerung in ihrem Umgang mit der Kolonialmacht und der Mission im Kontext des mittel- und langfristig letztlich zerstörerischen kolonialen Settings zu beurteilen?
- Wie sind für Papua-Neuguinea die besonderen Kontextbedingungen für die Arbeit der Leipziger Mitarbeiter*innen in der Phase des zu Ende gehenden Kolonialismus zu beschreiben?
- Wieviel „wahres Leben als Zeugen des Evangeliums“ war im „falschen Kontext des Kolonialismus“ möglich, ohne die Botschaft der Guten Nachricht zu korrumpieren?

4. Evangelisch-Lutherisches Missionswerk Leipzig (Gegenwartsbezug)

Als international arbeitendes Werk denken und agieren wir aus Überzeugung auf allen Ebenen antirassistisch.

Wir legen Wert auf die Wahrnehmung verschiedener Perspektiven und einen reflektierten Umgang mit ihnen.

Wir sind uns der globalen wirtschaftlichen Ungerechtigkeiten bewusst, die unter anderem ihren historischen Ursprung im Kolonialismus haben.

Wir wissen, dass sich auch in der kirchlichen Partnerschaftsarbeit koloniale Strukturen fortsetzen können. Unser Anliegen ist es, diese zu überwinden.

In der Begegnung und Kommunikation möchten wir bei Projekten und Programmen, Bildungsveranstaltungen und gegenseitigen Besuchen die gleichberechtigte Beteiligung und Entscheidungsfindung mit allen Partner*innen ermöglichen.

Wir können uns eine Aufarbeitung der historischen Verwicklungen der Leipziger Mission im Kolonialismus nur gemeinsam – ganz im Sinne des neuguineanischen Kommunikationsprinzips „harim, skelim, trastim“ (aufeinander hören, gemeinsam beurteilen, Vertrauen aufbauen) – mit unseren Partner*innen aus dem globalen Süden vorstellen.

*Aus der Referent*innen-Runde des LMW;
15. Juni 2021*

Stimme aus der Ökumene

Im indonesischen Süd-Sulawesi wurde die dort beheimatete Toraja-Kirche von europäischen Missionaren gegründet. Anders als die Gründer der frühen Kirchen des Christentums, wie Paulus oder Petrus, arbeiteten diese in einer Zeit, die vom europäischen Kolonialismus geprägt war. Obwohl es also für die Christinnen und Christen in Toraja „ihre“ Kirche und „ihre“ Geschichte ist, gehört zur Identität dieser Kirche, dass sie ihre Anfänge in der Kolonialzeit hat.

Frage: Frau Lebang, führt diese Verflechtung Ihrer Heimatkirche in koloniale Zusammenhänge zu einer Zwiespältigkeit im kollektiven Gedächtnis und im Selbstverständnis der Toraja-Kirche? Und wenn ja, wie gehen Sie damit um?

Antwort: Die Missionare, die nach Toraja, einem Gebiet in Süd-Sulawesi kamen, wurden von dem „Gereformeerde Zendingsbond – GZB“ aus den Niederlanden entsandt. Der erste Missionar kam 1913 an. Davor gab es nur wenige Pastoren, die von der indischen Kirche der niederländischen Kolonialmacht entsandt worden waren. Diese hatten auch christliche Lehrer aus einigen anderen Gebieten Indonesiens, nämlich von den Molukken, von Sangir und Manado, geschickt. Diese Arbeit wurde von den GZB-Missionaren fortgesetzt, die ihre Arbeit auf die Bereiche Bildung und Gesundheit konzentrierten. Diese Arbeit hatte einen starken Einfluss auf das Leben der Menschen. Bis heute wissen die Menschen die harte Arbeit der Missionare zu schätzen, die lange Strecken in der Region Toraja zu Fuß zurückgelegt haben, um die Menschen aus der Dunkelheit ins Licht zu führen. Sie arbeiteten eng mit den lokalen Oberhäuptern zusammen, wurden daher von den Menschen willkommen geheißen und konnten so Konflikte vermeiden.

F.: Wie erfolgreich war Ihrer Meinung nach der Dekolonisierungsprozess der in Ihrer Region tätigen Missionen?

A.: Der Entkolonialisierungsprozess in unserer Region ging einher mit dem Kampf des Volkes gegen die niederländische und später die japanische Kolonialmacht – für eine nationale Unabhängigkeit, die 1945 erreicht wurde. Als die Missionare aus dem Land gejagt wurden, haben die lokalen Kirchenführer sofort die Leitung der Kirche übernommen. 1947 wurde die Toraja-Kirche als unabhängige Synode gegründet. Zu Beginn waren Theologie und Ordnung dieser neuen Kirche stark von der Lehre des GZB geprägt. Im Laufe der Zeit gelang es der Kirche jedoch, sich von dem starken Einfluss des GZB zu lösen und ihre eigene Theologie und Ordnung zu entwickeln. Dabei hat die

Kirche versucht, viele Fragen zum Verhältnis von Evangelium und Kultur zu beantworten und so eine kontextuelle Theologie entwickelt.

F.: Gibt es heute noch Verbindungen zwischen Ihrer Kirche und ihrer Gründungsmission? Sind diese Beziehungen von Gleichberechtigung geprägt, oder gibt es noch Gefahren eines Neokolonialismus?

A.: Langsam aber sicher haben sich die Beziehungen zwischen der Toraja-Kirche und dem GZB bis heute in Richtung Partnerschaft entwickelt. Theologisch und finanziell ist die Toraja-Kirche völlig unabhängig, und es besteht keine Sorge, dass es zu einem Neokolonialismus im Leben der Kirche kommen könnte.

Pfarrer Dr. Eckhard Zemmrich, Theologischer Referent in der EMW, stellte die Fragen an Pfarrerin Dr. Henriette Hutabarat-Lebang, die aus Süd-Sulawesi stammt. Sie ist promovierte Theologin und Pfarrerin und war in wichtigen regionalen, nationalen und internationalen kirchlichen Leitungsfunktionen tätig. Unter anderem war sie Vorsitzende des protestantischen Kirchenbundes in Indonesien (PGI) und damit die erste Frau in diesem Amt. Sie ist Mitglied des Zentralkomitees des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK).

UN-RESOLUTION 1514

Erklärung zur Gewährung der Unabhängigkeit für Kolonialländer und Völker (14. Dezember 1960)

1. Die Unterwerfung von Völkern unter fremde Unterjochung, Herrschaft und Ausbeutung stellt eine Verweigerung grundlegender Menschenrechte dar, steht im Widerspruch zur Charta der Vereinten Nationen und ist ein Hindernis für die Förderung des Friedens und der Zusammenarbeit in der Welt.

2. Alle Völker haben das Recht auf Selbstbestimmung; kraft dieses Rechts bestimmen sie frei ihren politischen Status und verfolgen frei ihre wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklung.

3. Unzulängliche politische, wirtschaftliche, soziale oder bildungsmäßige Vorbereitung darf niemals ein Vorwand für die Verzögerung der Unabhängigkeit sein.

4. Alle bewaffneten Aktionen oder Unterdrückungsmaßnahmen, gleich welcher Art, gegen abhängige Völker sind einzustellen, um diesen die Möglichkeit zu bieten, ihr Recht auf volle Unabhängigkeit friedlich und frei auszuüben; die Integrität ihres nationalen Territoriums ist zu achten.

5. Als baldige Schritte sind in den Treuhandsgebieten und den Gebieten ohne Selbstregierung sowie in allen anderen Gebieten, welche noch

nicht die Unabhängigkeit erlangt haben, zu unternehmen, um den Völkern dieser Gebiete alle Hoheitsbefugnisse zu übertragen, ohne irgendwelche Bedingungen oder Vorbehalte, im Einklang mit ihrem frei geäußerten Willen und Wunsch, ohne Unterschied der Rasse, des Glaubens oder der Hautfarbe, um sie in die Lage zu versetzen, volle Unabhängigkeit und Freiheit zu genießen.

6. Jeder Versuch, die nationale Einheit und die territoriale Integrität eines Landes ganz oder teilweise zu zerstören, ist mit den Zielen und Grundsätzen der Charta der Vereinten Nationen unvereinbar.

7. Alle Staaten haben die Bestimmungen der Charta der Vereinten Nationen, der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte und dieser Erklärung auf der Grundlage der Gleichheit, der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten der Staaten und der Achtung vor den souveränen Rechten aller Völker und ihrer territorialen Integrität gewissenhaft und genau einzuhalten.

Zur Resolution der UN-Generalversammlung

Das **Dossier**
mit verschiedenen Schwerpunkten
erscheint mehrfach im Jahr.

